

Zeitschrift: Jahrbuch der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft
Herausgeber: St. Gallische Naturwissenschaftliche Gesellschaft
Band: 47 (1906)

Artikel: Einiges aus der Historie einer st. gallischen Ärzte-Familie
Autor: Steger, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-834937>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

XI.

Einiges aus der Historie einer st. gallischen Ärzte-Familie.

Vorgetragen in der Versammlung des kantonalen ärztlichen Vereins in Wattwil am 13. Oktober 1906

durch

Dr. Adolf Steger in Lichtensteig.

(Auf Wunsch seiner Kollegen vom Lektor dem Druck übergeben.)

Meine Herren Kollegen!

In der Gemeinde, welcher Sie die Ehre Ihres heutigen Besuches zugedacht haben, lebte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo die Leute „so geistreich und nach Sensationen und Mysterien so lüstern“ waren, ein einfacher Mann, der trotz seinen primitiven Verhältnissen geradezu als Prototyp seines Zeitalters im kleinen zu betrachten ist. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, dass ich damit den Ihnen allen wenigstens dem Namen nach bekannten Näppis-Uli, recte Ulrich Bräcker ab dem Näppis, einem kleinen Heimwesen an der südwestlichen Grenze der Gemeinde Wattwil gegen Ebnat, meine, den „armen Mann im Tockenburg“, wie er sich selbst in seinen Schriften genannt hat. Erst in neuerer Zeit, in den Sechziger- bis Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts, sind die zum Teil sonderbaren, aber doch von hohem poetischem Schwunge und reinem Idealismus zeugenden

hinterlassenen Werke dieses guten Menschen aus der Vergessenheit herausgegraben und namentlich von Ernst Götzinger in St. Gallen literarisch verwertet worden. Von diesem erhielt ich am 3. August 1889 eine Karte, auf welcher er mir schrieb: „Im Skakespearebüchlein des armen Mannes im Tockenburg steht: wie der Neider etwa am Gallenfieber sterbe, der Soldat im Feld, so der Buhler am Polleng. Wissen Sie mir das Wort nicht zu deuten?“

Entschuldigen Sie diese lange Einleitung, mit der ich
glaubte Ihren Appetit für den Hauptteil reizen zu müssen,
obwohl sie eigentlich nicht zur Sache gehört.

Vor mir liegen zwei alte Dokumente. Das eine „Actum Basileæ Rauracorum“ stammt vom 22. Oktoher 1705 und beginnt mit den schwerwiegenden Worten: „Sacros anctæ et individuæ Trinitatis invocato Numine.“ Es ist das in bombastischem Latein abgefasste, auf Pergament geschriebene Diplom des „Nobilissimus et Doctissimus Dominus Johannes Rodolphus Stægerus, Domini Josephi, viri Senatoria Dignitate et Chirurgiæ peritiā vigilantis et experientis filius inter Luis = Steigā = Toggius natus, in Celeberrimis Helvetii Gymnasii et Academia Nostrā, tantos in Philosophia progressus, præsertim vero in Saerā fecerit Medicina, ut ad ejusdem praxim cum salute mortalium admitti posse videretur — —“, welcher sub Rectoratu Magnifici viri D. N. Samuelis Werenfelsii, Decurionatu vero viri spectatissimi et Excellentissimi D. N. Nicolai Eglinger, Doctoris et Professoris Medici — — ornamentis Medicis, Pileo, Annulo, Libro, Zona donatus Doctor Medicus designatus, creatus, proclamatus osculoque pacis in Medicam Civitatem receptus“ usw. Dieser erste meiner Vorfahren, von dem wir wissen, dass er Medizin studiert und, wie Sie gehört haben, anno 1705 promoviert hatte, war also der Sohn eines, wie man heute sagt, Gemeinde- oder Stadtrates, der schon praktizierender Chirurg gewesen ist. Seine Dissertation, die er der medizinischen Fakultät von Basel vorgelegt hat, trägt den Titel: „De Arthritide vaga“ und entpuppt sich beim Durchlesen als eine erschöpfende Monographie über den Gelenkrheumatismus in Verbindung mit einer Glorifikation der Humoralpathologie. Die Liebenswürdigkeit des Universitätsbibliothekars, Herrn Dr. Ch. Bernoulli in Basel, hat es mir ermöglicht, Ihnen das Opus hier zu zeigen.

Es zerfällt in ein Vorwort und 22 Thesen. Vorangestellt ist eine prächtige Widmung, die ich Ihnen wörtlich

wiedergeben muss, da solehe ja bekanntlich heutzutage nicht mehr gebräuchlich sind, in diesem Wortlaute übrigens wohl schon lange nicht mehr. Sie heisst: „Deo, a quo omnia habeo, Patriæ, cui omnia debo, Parentibus, quibus vitam et educationem adseribo, Præceptoribus, quorum beneficio studia possideo (frei: deren Gelehrsamkeit mir zum Wohle gereicht), Amicis, quorum favorem perpetuum efflagito. S.“ Über dem Vorwort steht das griechische Σὺ Θεῶ. Die erste These behandelt die Etymologie, die „ratio nominis“, der $\alpha\pi\delta\tau\omega\alpha\delta\rho\vartheta\varphi\omega\gamma$, ab articulis abzuleiten und mit „Gliedersucht, Gliederkrankheit, Gleichsucht, die lauffende oder fahrende Gicht“ in deutscher Sprache wiedergegeben ist. Vaga heisst die Arthritis, „weil sie nicht bloss in einem, sondern in mehreren Gliedern ihre Tyrannie ausübt.“ Viele nennen sie auch „morbus Dominorum“, weil sie mehr bei den reichen, öfter Diätfehler begehenden Leuten vorkommt, als bei den Angehörigen niederen Standes. Doch trifft für diese Art eher der Name Podagra zu.

Dann folgt in These 2 und 3 die Beschreibung der Krankheit, welche „a materia Θino-acido-aeri, plus minus viscida, circa articulos stagnante, inibique spiculis suis fibrillas membranaceo-nerveas pungente, distendente, rodente, variaque huic incommoda pariente oriundus“ definiert wird. Der Schmerz wird als „erraticus“ bezeichnet, weil jedes Gelenk unseres Körpers davon befallen werden kann. Wie die Gelenke selbst, so werden auch die in ihrer Umgebung befindlichen Drüsen befallen, was besonders schmerhaft ist. Diese Drüsen, verschieden in Grösse, Gestalt und Lage, wurden zuerst von Clopton Havers beschrieben und zum Unterschied von andern Drüsen „mucilaginosæ“ genannt, „quia succum ex arterioso sanguine mucilaginosum, ossium juncturas pro faciliore motu lubricantem sequestrant“.

Weiters kommt die Aetiologie. Die nächste Ursache sind die oben genannten humores, welche vermöge ihrer Visciditas sich in den Gelenken festsetzen und hier angehäuft werden. Hiezu disponiert (Thes. V) die diathesis salino-acido-viscida, mit einem Worte scorbutica, woher die Krankheit auch Arthritis vaga scorbutica genannt wird. Diese Diathese entspringt aus einer unrichtigen, verkehrten Verdauung (concoctio depravata) der Speisen in den ersten Wegen, indem die Speisenteilchen nicht vollständig aufgelöst werden, wodurch der Chylus eine schlechte Beschaffenheit erhält, die er hinwiederum auf das Blut überträgt. So entsteht auch die bei der Krankheit meistens vorhandene Febris continua.

Der Verfasser bezeichnet die Krankheit als eine hereditäre, da der Knabe eines mit Podagra behafteten vornehmen Mannes von seinem 8. Jahre an häufig davon befallen wurde. Von der Mutter könne die Übertragung auf das Kind sogar durch den succum nutritium fœtui bewirkt werden.

In These 7 und folgenden kommen sex Res non naturales, vel Causæ procatareticæ zur Behandlung. Unter diesen behauptet die erste Stelle die Luft, namentlich die Frühlings- und Herbstluft, wie schon Hippokrates (Aphorismen Nr. 55, 6. Buch) gesagt hat: Podagrici morbi, vere et autumno mouentur ut plurimum. Die dicke und kalte Luft zieht die Hautporen zusammen und verhindert die insensible Transpiration. Auch ist sie mit vielen Salzen vollgestopft und mit scharfen Dünsten aus den stagnierenden Gewässern und Sümpfen verdorben. Dadurch werden gleichfalls die Säfte unseres Körpers verändert und verschlechtert.

Dann folgen Speise und Trank (Thes. VIII). Qualis cibus, talis chylus et talis chylus, talis sanguis. Angeklagt werden alle sauren, versalzenen, klebrigen, süßen und

geräucherten Speisen, wenn sie oft und reichlich genossen werden; von Getränken der Wein in allzu grossen Mengen, namentlich wenn er in steiniger und kreidiger Erde gewachsen, das Bier, wenn es zu wenig geläutert und das Wasser, wenn es durch Schlamm verunreinigt ist.

Zur Arthritis vaga führen sowohl exzessive Bewegung als allzuviel Ruhe. Die viele Bewegung hindert die Chyli-fication, indem sie die Säfte zu stark aufröhrt; das umgekehrte ist bei der Ruhe der Fall. Unmässiges Schlafen und Wachen hat den gleichen Effekt, ebenso Fehler in den Excretis und Retentis. „Das Weib hat unter dem Podagra nur dann zu leiden, wenn die Menstruation ausbleibt“, hat ebenfalls schon Hippokrates gemeint. (Lib. 6. Aph. 29). Thes. IX.

Endlich folgen als Ursachen rheumatischer Affektionen die Gemütsbewegungen, plötzlicher panischer Schrecken (*terror panicus ac subitaneus* — *panicus* ist wohl Küchenlatein, da ich das Wort im Lexikon nicht finde), häufiger und heftiger Zorn, Gram und aussergewöhnliche Traurigkeit. „Wie das Podagra die Tochter des Bacchus und der Venus heisst, so wird billigerweise die Arthritis vaga ihre Schwester genannt.“ Heftige und nach solchen auftretende schleichende Fieber, Chlorosen und andere, langsamen Blutlauf verursachende krankhafte Zustände öffnen gleichfalls der Gelenkkrankheit ihre Pforten.

In der XI. These wird mit der Diagnose derselben begonnen und im weitern ausführlich ihr Verlauf beschrieben. Leider ist es mir, der Kürze der Zeit wegen, nicht möglich, diese Beschreibung auch nur im Auszuge wiederzugeben, obwohl sie des Interessanten und Pikanten genug darbietet. Z. B. heisst es u. a.: *Blancardus* erwähne in seinem *Tractatu de Podagra*, ein lebender Regenwurm, der einige Zeit auf den schmerzhaften Teil gelegt wird, krümme sich vor Angst

dermassen, wie wenn er mit Salpetergeist (spiritus Nitri = acid. nitric.) oder mit einer andern scharfen Substanz bestreut würde, bis er schliesslich tot zur Erde falle.

Vom Podagra unterscheidet sich die Krankheit nur dadurch (Thes. XIII), dass bei der Arthritis vaga die krankmachende Materie viel dünner und flüssiger ist und daher nicht lange an einem Orte bleiben und hier stagnieren kann, wie das beim Podagra oder der Arthritis fixa der Fall ist. Mit dem Rheumatismus stimmt sie nicht überein, weil dieser kaum auf die Gelenke übergreift, sondern meistens in den Rückenwirbeln und den Sehnen von benachbarten Muskeln fixiert bleibt, während die Arthritis vaga sich über alle Gelenke zu verbreiten pflegt.

Die Prognose (XIV) bezeichnet der Verfasser als nicht schlecht. Die Krankheit sei wegen den unermesslichen Schmerzen mehr lästig als gefährlich; ihre Dauer sehr verschieden (XV), 1 Monat bis 1 Jahr; jetzt aber sei sie durch die Behandlung der Proff. Zwinger u. Eglinger wesentlich abgekürzt, auf einen Zeitraum von 15 Tagen beschränkt worden.

Entsprechend den Indikationen (XVI) ist die Therapie eine diätetische, pharmazeutische und chirurgische. Aus der ganzen langen Reihe der hier erteilten Ratschläge, die sich zum Teil schon aus der Aetiology ergeben, kann ich nur die interessantesten hier anführen; z. B. müssen die „exercitia venera“ ausgesetzt und für regelmässige Defäcation gesorgt werden. (Der Cactus hat ja überhaupt zu allen Zeiten eine grosse Rolle im menschlichen Leben gespielt!) Senna, Rhabarber, ein Syrup aus Pfirsich-, Akazien- und Rosenblüten, Cichorien mit Rhabarber, aus antiscorbutischen Pflanzen destillierte Gewässer, Nasturtium, Beccabunga, Cochlearia, Plantago, Scabiosa, dann Regenwürmer, inländische Schlangen

und Vipern, Klauen vom Elentier, Eberzahn, Pferdemist usw., überhaupt im eigentlichen Sinne des Wortes: die ganze alte Dreckapotheke, wie sie heute noch von den Quacksalbern hie und da gebraucht wird, kommt auch für die Arthritis vaga zur Verwendung. Dann kommen die äussern Mittel, heisse Säcklein, mit Haber, Kichererbse, Hollunder- und Kamillenblüten gefüllt, Kataplasmen aller Art, Pflaster aus balsamischen Harzen und warme Umschläge mit aromatischen Dekokten.

Die 21. These handelt von der Hülfe, welche die Chirurgie gegen diese Schmerzen leistet. Venæsectionen sollen 2, 3, auch 4 mal innert 14 Tagen, aber mit Vorsicht, appliziert werden. An ihrer Stelle wenden Einige Scarificationen, hinwiederum Andere Blutegel an, sowie Fontanellen, obwohl diese Hülfsmittel für den Patienten „incommoda“ seien.

Am Schlusse der 22. These bittet der Verfasser den Supremus Archiater, er möge es fügen, dass das kleine Opus zum Ruhme seines heiligen Namens und zum Wohle der leidenden Menschheit beitragen werde.

Diese Dissertation wurde am 15. September 1705 der Fakultät vorgelegt, nachdem ihr am 25. August des gleichen Jahres eine „Dissertatiuncula medica de Uromantias usu et abusu“ vorausgegangen war. Auf diese des Nähern einzutreten, erlaubt uns leider, so interessant es wäre, die Zeit nicht. Sie enthält unter anderem eine köstliche Philippika gegen studierte und unstudierte Quacksalber, gegen die Schwindler, deren es intra et extra muros gebe, und ist meines Erachtens eine für die damalige Zeit erschöpfende Abhandlung über die Kenntnis des menschlichen Urins.

Ob dieser Hans Rudolf Steger bei der Übersetzung seiner Dissertation ins Lateinische auch mitgewirkt hat oder sie sogar allein besorgte, wie das sein Urenkel, mein Grossvater

Johann Jakob Steger, geboren 18. Januar 1798, in seinem 19. Altersjahr in Tübingen tat, wird kaum zu eruieren sein. Der letztere schrieb darüber am 19. September 1816 an seine Eltern: „Ich werde — vor der Abreise nach Berlin — noch Zeit haben, die Übersetzung ins Lateinische selbst zu leiten, worüber ich sehr froh bin, denn die Theologen brauchen oft gar sonderbare Ausdrücke für medizinische Termini.“

Über die ärztliche Wirksamkeit des Hans Rudolf Steger, der von 1679—1758 gelebt und von zwei Frauen eine schwere Menge Kinder erzeugt hat, wissen wir nichts. Aber es fällt vor allem auf, dass im Taufregister der reformierten Kirchgemeinde Wattwil, zu welcher damals auch die Reformierten von Lichtensteig gehörten, der ehrlich verdiente Doktortitel nirgends vorzukommen scheint, sondern dass sein Träger darin als Chirurg figuriert. Jener wurde offenbar nur als Ehrentitel angesehen. Ob einer Medizin und Philosophie studiert hatte, kümmerte „das Volk, den grossen Lümmel“, wenn möglich noch weniger als heutzutage; die Hauptsache war das *κατειν και τέμνειν*, das Schneiden und Brennen, wie seit vielen Jahrhunderten. Ob er zur Verbesserung seiner Einkünfte auch eine Pintenwirtschaft betrieb, oder ob das zu seinem Namen hinzugefügtes „zum Hirschen“ nur als Epitheton oruans für das Haus, in dem er wohnte, zu betrachten ist, interessiert uns wenig. Jenes ist gewiss ebensogut möglich als dieses, und der Ausübung der chirurgischen Praxis hat es damals wohl weniger Eintrag getan, als in der Neuzeit, wo allerdings diese Doppelwirtschaften, nicht zum Schaden des ärztlichen Standes, in unserer Gegend verschwunden sind.

Er oder sein älterer Sohn aus zweiter Ehe, Jakob (1710 bis 1788) scheint mit seiner Kunst als Chirurg auf Reisen gegangen zu sein; denn sein Enkel war noch im Besitze eines Itinerarii, nach welchem er bis nach Lithauen vorge-

drungen sein muss. Dort soll er unter die Räuber geraten sein. „Wo ich wohl jetzt wäre,“ schrieb mein Vater anno 1880 in seinen Erinnerungen, „wenn die lithauischen Räuber meinen Ahnen nicht heimgesucht hätten? Vielleicht an den Quellen des Oxus oder Jaxartes, bereit, als Militäranzt nach Afghanistan zu marschieren; vielleicht in Ili im Begriff, einen Chinesen beim Zopf zu fassen; vielleicht würde ich in der Mandschurei Rhabarberwurzeln graben, vielleicht auf Sacchalin einen Aino rasieren! Wer kann es wissen?“ — Von diesem Jakob Steger besitze ich nichts mehr, als ein Brieflein, das er im Jahre 1736 an seine nachmalige erste Frau gerichtet und als Stadtschreiber unterzeichnet hat.

Aus seiner zweiten Ehe stammte mein Urgrossvater, Johann Heinrich Steger (1767—1842), über dessen ärztliche Approbation das zweite Pergament, das ich Ihnen zeige, Aufschluss gibt. Es lautet in gotischer Schrift folgendermassen: „Wir die Stadtärzte, wie auch der Obmann und überige Geschworne Wundärzte der Stadt Zürich, bekennen und tun kund hiermit öffentlich, Demnach vor Uns als denen allhier zu Prüfung angehender Wundärzte eigens Verordneten erschienen ist der Ehrenveste und der Kunst — wol — erfahrene Herr Johann Heinrich Stäger, gebürthig von Liechtensteig, der Grafschaft Toggenburg, und Uns gebührend ersucht, dass Wir ihn über die in Hier erlernter Kunst der Schnitt- und Wundarzney examinieren und sodann Unserem Corpori Chirurgico einverleiben wollten, dass Wir, nachdem er Uns vermittelst Vorweisung des Ihme sub 11.^{en} Junij 1784 von Hier aus ertheilten Lehrbrieffs, sein ehrliches Harkommen und redlichen Lernens widerum erinnerlich gemacht, gedacht sein bittlich an Uns gebrachtes Ersuchen nicht ungeziemend zu seyn befunden, zumalen Demselbigen auf Heute Ends bemeldten Tags zu dem Examini Chirurgico, den Zugang

vergünstiget haben. — Wann dann nun ernannter Herr Johann Heinrich Stäger die dissfalls an Ihne der Erfordernuss und Weitläufigkeit nach beschehene Fragen zu bestem Unserem Vernügen beantwortet und dadurch seine in dieser Kunst besitzende Wüssenschafft, wie nicht weniger die Ihme zu Verrichtung der Chirurgischen Operationen anwohnende Habilitet und Geschicklichkeit an den Tag geleget und erwiesen hat, so haben Wir kein Bedenken getragen, mehr gedacht, Demselbigen das Meister-Recht und darmit die Befugsamme, die Schnidt- und Wundarzney-Kunst, von nun an, und in allen Theilen mit und nebent andern und Examinierten Meistern üben zu mögen, in bester Form zu ertheilen und angedeyen zu lassen. Gestallten dann solches bescheihet, krafft gegenwärtigen Brieffs, der gegeben und mit dem gewohnten Secret-Insigel der Chirurgischen Gesellschaft Allhier öffentlich verwahret worden ist. Freytags, den 27.^{en} Tag Merz, als man nach Jesu Christi Heilwerter Geburth gezählt Eintausend, Siebenhundert, achtzig und neun Jahre.

Salomon Denzler, pt. Secretarius. Mpria. "

Mit 17 Jahren hatte der junge Mann seine Lehre bei einem „berühmten“ Arzte in Horgen beendet und, wie Gevater Schneider und Handschuhmacher, einen Lehrbrief davongetragen; 5 Jahre später, während welcher Zeit er am Collegium medicochirurgicum in Zürich studiert hatte, liess er sich examinieren und dem Corpus Chirurgicum einverleiben. Er muss ein fleissiger Student gewesen sein, wie aus einigen Bänden von Manuskripten hervorgeht, die ich Ihnen hier zeige.

„Sein Stammbuch aus den Studienjahren trägt ganz den Charakter jener schwulstigen, sentimental, überschwenglichen Zopfzeit, die aber daneben auch wieder eine Fülle gesunder, geistiger Arbeit aufweist. Da waren die Züricher

Lavater und Gessner, aber auch Bodmer und Breitinger, die Usteri usw. Was ferner dieses Stammbuch beweist, das ist die Tatsache, dass die Zürcher Studenten vor hundert Jahren sehr viel höflicher waren, als die heutigen: da stösst man zur grossen Seltenheit auf einen Schmollis; die jungen Herren widmen sich ihre poetischen und prosaischen Angedenken nicht per Du, sondern per Sie“, schrieb mein Vater in seinen „Erinnerungen“.

Mit der Erlangung des Chirurgenpatentes war die Sache nicht abgetan; der junge Mann musste, wenn auch nicht promovieren — dazu war keine Zeit, denn sein Vater war schon im vorhergehenden Jahre gestorben und musste einen Nachfolger haben —, so doch in die Gilde der Ärzte aufgenommen werden. Das geschah „durch ein Diplom vom 3.“ Dezember 1790, wofür er mit folgendem Schreiben dankt: „Hochedler! Hochgeachter, Hochzuverehrender Herr Präses! Sämmtliche Hochgeachte, hochwohlgebohrne Herrn! Da Hochdieselben die Gewogenheit hatten, meine Aufnahme in die Gesellschaft vom Merz 1789 durch ein Diplom vom 3^{ten} hujus, ohngeachtet meiner bisherigen Unthätigkeit, zu bestätigen, so statte Hochdenenselben hierdurch den schuldigst-verbindlichsten Dank ab, mit dem innigsten Wunsche, dass ich im Stande wäre, etwas zur Erreichung des rühmlichen Endzwecks der Gesellschaft beyzutragen, welches mir aber bey meinen geringen Kenntnissen schwer zu seyn scheint. — Mein Trost ist, dass nicht alle Mitglieder nur darum angenommen worden sind, andere zu belehren, sondern auch ebensowohl, um belehrt zu werden. — In dieser Absicht lege ich daher Hoedenenselben die Umstände eines Raths- und Hülfsbedürftigen jungen Mannes zu Dero Beurtheilung und meiner Belehrung vor.“

Die nun folgende „Consultation an die Correspondierende Gesellschaft Schweizerischer Aerzte und Wundärzte wegen

Hans Balthasar Sutter von Mosnang“ enthält nichts, das Sie interessieren könnte, ausser etwa die Namen der alten Herren, welche darüber ihren Senf abgaben. Es waren, in der Reihenfolge, in welcher sie das taten, die Herren DD^{rs}. Oberteuffer in Herisau, Rahn, Römer, Schinz, Meyer-Stadtarzt, Usteri, Amstein, Mieg, Rengger, Scherb und Wetter. Der erste wird der Referent gewesen sein, da seine Auseinandersetzungen weitaus die umfangreichsten waren und die folgenden sich, oft nur mit wenigen Worten, auf sie bezogen.

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen aus den „Beobachtungen“ des Chirurgenlehrlings Johann Heinrich Steger aus dem Jahre 1784 wenigstens einige vorzulegen: über 1. eine luxatio humeri, 2. eine Schussfraktur und daherige Amputation des Unterschenkels und, sofern Ihnen diese alten, primitiven Beschreibungen nicht zu langweilig werden, 3. den Bericht über eine Section. Sie sind auch für weitere Kreise interessant genug und illustrieren lebhafter, als viele Worte, den primitiven Stand der ärztlichen resp. wundärztlichen Kunst am Ende des 18. Jahrhunderts. Ihr Wortlaut ist folgender:

1. „Wegen Heinrich Huber, Fahrknecht in der oberen Mülli zu Horgen.

Dieser fueterte des Nachts die Ross und fiel durch das Rütschi-Loch hinunter, so dass der linke Arm stark in die Höhe kam, er berufte seinen Arzt, den Herrn Chir. Trüb, dieser gab ihm S. V. Camph., den Arm damit zu wäschten. Morgens berufte Hr. Chir. Trüb meinen Lehrherrn, um zu untersuchen, ob eine Luxatio ossis humeri, oder aber nur eine Quetschung der Musceln seye, der Patient hatte die Ellenbogen vom Leib, konnte sie aber nicht an den Leib bringen, bey der ersten untersuchung fande mein Lehrherr die Cavitet in der Scapula leer, und das Caput ossis humeri unter dem Musculo pectorale. Man suchte die Luxation zu

reponiren, es wurde eine Handquele unter der kranken Achsel durchgenommen, und über die gesunde, zwey starke Männer machten die Extension an dem Arm und zwey die Contra Extension mit der Handquele, aber dass Caput humeri blieb unbeweglich, man versuchte sie auf eine andere Art zu reponiren, man legte den Patienten auf einen Tisch, ein Starker mann musste auf den Tisch sitzen die Ferse unter die Achsel des Patienten ansetzen, mit beyden Händen an dem Arm des Patienten ziehen, allein dass Caput humeri blieb unbeweglich, man versuchte die Luxation mit der Tire-Täre zu reponieren, es machte eine starke Extension aber dass Caput humeri blieb unbeweglich. Der Patient klagte über starke Schmerzen, die dieses Instrument wegen dem starken Druck auf die Rippen verursachte. Man versuchte noch den Flaschenzug es wurde eine Handquele unter der Achsel des Patienten durchgenommen, über dieselbe ein Ledernder Riemen an einer eisernen Stange befestigt, ein Ledernder Riemen mit Eisernen Höcken hinter der Ellenbogen des Patienten befestiget, der Flaschenzug daran gehenkt, 6 Schuhe vom Patienten eine starke Schraube in den Boden geschraubt, das andere Theil des Flaschenzugs daran gehenkt, mein Lehrherr machte die Extension, und sein Hr. Vater wollte reponiren, man liesse nach und wollte den Flaschenzug anderst befestigen, da man aber untersuchte, war zu unserer Verwunderung die Luxation reponirt, ohne dass man dass geringste Krachen oder Veränderung verspürte.

2. Wegen Herr Lt. Hotz, Büchsenschmidt zu Wädenschweil. den 19. Xbr. 1784. Diesen Abend wurde er von seinem Sohn (wegen unvorsichtigem Umgang mit einer geladenen Flinte) in den Linken Unterschenkel geschossen es blutete sehr stark man berufte Hr. Chirurgus Hotz. Dieser war nicht bey Hause, bey Ankunft H. Hotzens hatte der

Pat. wegen starkem verbluten Ohnmachten, er legte ein Tourniquet an in der Mitte des Oberschenkels, bey der untersuchung der Wunde fande er die Tibiam und Fibulam sehr stark versplittet nahm etliche Stückgen heraus, er fand dass die Amputation nothwendig, beschickte Eilends den Herrn Op. Meier von Zürich, er liesse auch meinen Herren ersuchen, schleunig zu ihm zu kommen, er gienge und ich mit Ihm, als wir mit Hr. Hotz zu dem Pat. kamen klagte er über unausstehliche schmerzen, die Wunde mit Agaricus bedeckt, H. Hotz gabe ds Extr. C. B. und d. liq. anod. m. H. als der Schmerz immer grösster wurde, gab man ihm Laud. liq. Syd. 5 i in 2 malen die schmerzen liessen wenig nach. Um 1 Uhr kam Hr. Op. Meier mit seinem Gesellen Hr. Weidmann und Herr Chirurgus Staub von Thalweil. Hr. Op. untersuchte die Wunde und nahm etliche Splitter heraus, er unterredete sich mit den anwesenden Herren alle fanden die Amputation nothwendig welche also geschahe. Das bemeldte Tourniquet wurde weggenommen und ein anderes bequemeres angelegt ein Paar Zoll unter dem Knie wurde ein rothes Bändelein gebunden 3 Linien unter demselben ein gleiches, zwischen diese beiden Bändern wurde die Amputation gemacht, während derselben musste mein Herr die Haut und Muskeln aufwärts ziehen, Hr. Staub d. Tourniquet dirigiren, Hr. Weidmann den Unterschenkel halten, Hr. Hotz dem H. Op. während der Amputation zünden, ich musste den Apparatus hergeben, Hr. Hotzen Knab sollte die Schwamm hergeben, NB. Die Amputation mit dem Verband dauerte 20 Minuten. Herr Op. machte den Schnitt mit dem geraden Messer, schabte das Periostium nicht ab, sondern zeichnete es nur mit dem beschriebenen Messer, sagte dann das Beyn ab, befahl das Tourniquet nachzulassen, damit man sehe, wo die grössten Blutgefässe seyen, diese tamponirte er nur mit

Agaricus über den ganzen Stumpf viele kleine und grössere Plumaceaux viele Charpie verschiedene kleine und grössere Heft-Pflaster, gleich oberhalb der Amputation ein solches um den ganzen Schenkel, über die Charpie viele Compressen das Maltheser Kreutz, viele Longuetten, befestigte es dann mit einer langen einköpfigen Binde, im Anfange der Amputation hatte er grosse Schmerzen, hernach bekam er eine Ohnmacht, hatte unwillkürliches Harnen, d. Pat. wurde in das Bett gelegt, Hr. Staub hielte das Tourniquet und ich den Stumpf, als der Pat. sich wieder etwas erholt, hatte er starke Schmerzen desnahen Ihme in einem Julap. 5 $\frac{1}{2}$ Laud. liq. Syd. gegeben wurde, H. Op. seirte das Bein, fand die Tibiam und Fibulam an mehr als 30 Stückgen auch noch unter und über sich gespalten, zur Verwunderung war der Knochen noch 2 Querfinger unter der Amputation fracturirt, nachdem Hr. Op., mein Herr und Hr. Staub dem Pat. herzl. gute Besserung gewünscht, nahmen Sie von Ihme Abscheid und verreisten Morgens um 9 Uhr. Herr Weidmann und ich blieben bey dem Pat. Als das Julap. anod. gebraucht war und der Pat. noch grosse Schmerzen und kein Schlaf hatte, gab Hr. Hotz ein anderes, darin nur 5 $\frac{1}{2}$ Laud. war, wechselweis in einer Solution vom Extracto Chin. c. Crem. $\frac{1}{4}$. Der Pat. war sehr unruhig wolte sich immer anderst legen, musste immer von 2 Männern gehalten werden, nach und nach wurde er ruhiger und schlummerte immer welches vermutlich vom vielen Laud. herkam. Gegen Mittag wurde der Puls kleiner der Pat. öffnete nur selten die Augen redte wenig meistens noch unvernemlich. Ich berichtete solches Hr. Hotz welcher befahl dem Pat. so viel möglich vom Julap. chinat. beyzubringen alle halb Stund wurden dem Pat. etliche Löffel voll beygebracht, aber der Pat. wurde immer schwächer um 2 Uhr kam Herr Dr. Hotze von Richtenschweil, gleich sagte

er, dass er noch diesen Abend sterben werde, weinte und bedauerte dass Unglück des Pat. ging fort und sagte, dass er um 4 Uhr wieder kommen werde. Während seiner Abwesenheit erwartete man alle Augenblicke den Tod des Pat. Um 3 Uhr kam T. Herr Pfarrer Ammann zu ihm, bättete sehr rührend mit dem Pat. Tröstete die betrübte Familie des Pat. sehr schön, $\frac{1}{4}$ vor 4 Uhr ging er wieder nach Hause. Um 4 Uhr kam Herr Dr. Hotz wieder, Tröstete die betrübte Frau und Kinder des Pat. und verreiste. Die Gliedmassen des Pat. und das Gesicht waren kalt er schlummerte immer, bis Abends $\frac{1}{4}$ vor 9 Uhr da er denn sanft und wie ich nicht zweifle Seelig entschlief. Sehr traurig ist es, dass der Sohn den Vatter nicht mehr beym Leben sahe, denn er musste in seines Uncle Hause gebracht werden, er wusste nicht was mit seinem Vatter vorgenommen wurde, viel weniger dass er gestorben, welches ihm der Hr. Pfarrer erst Morgens nach nöthiger Vorbereitung sagen wird.

3. Wegen Joh. Brändli, so bey Hrn. Chirurgo Staub zu Thalweil verleibdinget war. Den 24. 9br. 1784.

Dieser hatte schon lange heftige Magenschmerzen, oft Bluten, konnte seit ein paar Wochen nichts mehr Essen als Brühe, und seit einigen Tagen kamen die Speisen nicht mehr weiter als bis zum Herzgrüblein, und dann bald musste er sie mit vielem Schleim wieder wegbrechen. Diesen Nachmittag um 2 Uhr starb er. Abends schickte Hr. Chirurgus Staub seinen Lehrknaben, dass mein Herr und ich zu Ihme kommen sollen, weil er den Fehler des Patienten gerne wissen wollte. Man vermutete ein Krebs im Magen. Während seiner Krankheit brauchte er Arzneyen von Hr. Staub, Hr. Doctor und Chorherr Rahn wurde etliche mahl consultirt.

Section. Es wurde ein grosser Kreuzschnitt mit einem Bisturi ins Abdomen gemacht, dass man die Lappen über-

legen könnte. Zuerst wurden die allgemeinen Bedekungen bis auf die Muskeln durchgeschnitten, nach und nach auch die Muskeln. Es floss ohngefähr 2 Maas Wasser heraus, als man die Lappen überlegte, sahe man die dünnen Därme, und wie man glaubte ziemlich viel dicker Schleim auf denselben, allein man sahe gar bald dass es das Netz welches völlig corumpirt war, die Gallenblase war voll, die Leber übernatürlich gross, bedeckte den ganzen Magen, und ging bis etwas auf die linke Seite, sie wurde sorgfältig abgeschelt, man sonderte den Magen und den Zwölffingerdarm und unterband beyde, das Pancreas war viel zu gross, dann öffnete man die Brust mit dem Sterno-Messer, auf beiden Seiten des Sterni bis an die Clavicula und nahm das Sternum völlig weg, da sahe man das Herz, die aus demselben entspringende vena cava, die Arteria pulmonalis und Aorta, als diese zerschnitten wie 3 Rami daraus entspringen, das Herz ward herausgenommen. Man sahe die Lunge, welche sehr blau war, man sonderte sie und nahm sie heraus, nun sahe man den Magen und fühlte, dass im Eingang in denselben eine grosse Geschwulst war, man sonderte ihn sorgfältig und nahm ihn heraus, untersuchte und öffnete ihn. Die grosse Geschwulst, die man fühlte und nun sahe, ware weiss anzusehen, gleichte einer Speckgeschwulst, allein weil der Pat. oft blutete, könnte man es eher vor eine Krebs- als Speckgeschwulst halten. Dieses ware also die grösste Ursache an dem Tode des Patienten wie man es bey seinem Leben schon vermutete. Die andern Fehler seiner Eingeweide könnte man wohl auch als eine Ursache zu seinem Tod ansehen, aber vermutlich sind diese alle nur von dem Fehler im Magen entstanden, auch dass Milz ware zu gross, die Nieren natürlich, der Magen und die Gedärme, weil der Pat. wenig oder gar keine Speisen genossen, waren sehr

klein. Wir thaten nun alle Eingeweide, so wir heraus genommen hatten, aussert dem Eingang des Magens sammt der Geschwulst wieder hinein und machten den Todten wieder in seine vorigen Kleider ein. Dieser Section widmeten wir ohngefähr 2 Stunden.“

Aus dieser, wohl eher noch früherer Zeit ist ein Sigill erhalten, das in der Mitte die Insignien der Chirurgie, als Umschrift die Worte „S. der Wundartz vnd Barbieren in Leichtensteig“, aufweist. Ein reich verziertes, mit verschnörkelten Initialen versehenes Buch, das dieser Gesellschaft Protokoll gewesen sein wird, erinnere ich mich als kleiner Knirps öfters angestaunt zu haben. Vielleicht habe auch ich zu seinem Untergange beigetragen: heute ist nichts mehr davon vorhanden, was um so mehr zu bedauern ist, als das jedenfalls der älteste ärztliche Verein des Toggenburgs war.

Mein Urgrossvater scheint eine zierliche Apotheke eingerichtet zu haben, nach Art derjenigen, welche im schweizerischen Landesmuseum in Zürich zu sehen ist. Die Standgefässe hatten eingearbeitete Aufschrift; diese war von einem ebensolchen, farbigen Kranze eingerahmt und in diesem Kranze standen oben unter einer goldenen Krone die Initialen J. H. St. Diese Flasche, welche ich Ihnen zeige, ist aber nicht bloss deswegen interessant, sondern mehr noch, weil der Name ihres Inhaltes nicht in Kursivschrift, sondern mit den alchymistischen Zeichen wiedergegeben ist. Ausser den hier vor kommenden ♦ (sulfur), ☽ (aurum) und ☿ (Antimon) bestanden noch solche für argentum (ꝝ ein Halbmond), ferrum (ꝝ), mercurius oder hydrargyrum (ꝝ), stannum = Zinn (ꝝ), cuprum (ꝝ), plumbum (b). Das sind bekanntlich zugleich die Kalenderzeichen für die Planeten Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn und mit dem Zeichen für Gold und Silber

diejenigen für die Wochentage: dies Solis, Lunæ, Martis, Mercurii, Jovis, Veneris, Saturni —, Namen, die direkt in verschiedenen modernen Sprachen wiederkehren. Diese und andere Zeichen, wie ☐ = tartarus, ☐ = nitrum, ☐ = sal, X = ammonium, ☐ = spiritus, V = aqua, ☐ = pulvis, sowie selbstverständlich diejenigen für die alten Gewichte ☐, ☐, ☐ begegnen uns auch in den gedruckten Dissertationen etc.

Wie die Alchymie und anderer Schwindel, der um jene Zeit so üppig ins Kraut schoss — ich erinnere Sie nur an die Namen des Cagliostro und des Hypnotiseurs Mesmer —, sind auch die genannten Zeichen nicht aus der Welt, wohl aber aus den Köpfen der meisten Jünger Äskulaps verschwunden. Ich durfte mir also den Luxus schon erlauben, sie Ihnen noch einmal vorzuführen.

Meine Herren Kollegen! Ich habe versucht, Ihnen, soweit es in einem Vortrage, dem von der hohen Obrigkeit nur 20 Minuten eingeräumt sind, möglich ist, an der Hand eines Abschnittes aus einer Familiengeschichte und einiger Reliquien ein Bild vom ärztlichen Stande in verhältnismässig noch nicht sehr lang entschwundener Zeit zu skizzieren, indem ich, dem Wunsche unseres Präsidii nachkommend, Ihnen ausschliesslich „Eigengewächs“ servierte. Sollte das auch beim einen oder andern unter Ihnen nicht landesüblichem Geschmacke beggegnen sein, so hoffe ich, dass dieser umso mehr im zweiten Akte auf seine Rechnung komme. Ich habe es mit Fleiss vermieden, Sie mit nackter Geschichte der Medizin zu behelligen, eingedenk des schönen Verses, den wohl etliche unter Ihnen aus ihrer Studienzeit ins Philisterium hinübergenommen haben und nach welchem „man sie in Prosa, wie bekannt, nicht stark goutiert im deutschen Land“.

Wie vieles hat sich nicht im kurzen Lustrum von wenig über 100 Jahren geändert! Dort noch die empirisch-sympto-

matische Therapie, wie sie zum grössten Teile schon vor vielen Jahrhunderten geübt wurde, auf Grundlage einer sozusagen exklusiv philosophisch-humanistischen Bildung, wenigstens bei denjenigen, welche bereits das Glück hatten, ihren Studien an hohen Schulen obliegen zu können, — seit wenigen Dezennien erst eine zielbewusste Entwicklung aller medizinischen Disziplinen, ermöglicht durch das Studium und die Nutzanwendung, die praktische Verwertung der verschiedenen Zweige der sogenannten exakten Wissenschaften. Wie bemühend, wie ungerecht erscheint uns die superiore Stellung der alten internen Ärzte mit ihren, auf faulen, philosophischen Deduktionen beruhenden, durch Generationen nachgeplapperten Theorien gegenüber den armen Teufeln von Chirurgen, denen eigentlich, trotz ihrer inferioren Bildung, die Behandlung gerade derjenigen Leiden ihrer Mitmenschen oblag, die heute dem ärztlichen Stande zu seinem höchsten Ruhmestitel verholfen haben!

Gewiss keiner von uns allen wollte, trotz allen möglichen Qualen, die uns auch heute noch das einfältige Publikum und die auf dessen Dummheit spekulierenden Quacksalber bereiten, dass er nur schon vor 150 Jahren, geschweige denn noch früher das Licht der Welt erblickt hätte!
